

Des Wasfl's Roman.

Erzählung von Emma Metz.

Auf einer Anhöhe, in einer der schönsten Gegenden der bayerischen Berge, steht zwischen Obstbäumen, von weiten Feldern umgrenzt, ein einzelnes großes Bauerngut, der Buchlinger Hof.

Ihm zu Füßen breitet sich der See als eine weite, schimmernde Fläche, hinter der sich die mächtige Kette der Berge aufbaut.

Der Besitzer des Hofes, der alte Dirnbichler, war ein Mann in den Sechzigern. Er hatte etwas Vornehmeres, der baumlaune Mensch mit dem hageren Kopf und den stahlharten Musteln. Ungewöhnlich schlant und hochgewachsen, wie er selbst, waren auch seine Kinder, die alle ihm nachgezeichneten.

Der unstreitig hübscheste aber war der älteste Sohn, der Wasfl, der einmal den Hof bekommen sollte. Wahre Gluthaugen sahen ihm unter der freien, glatten Stirn, über die sich dichtes Kraushaar lockte.

Arbeitslust und Kraft besah er im Ueberfluß, aber Worte machte er nicht viele. Schweigsam saß er am Bierisch, wenn er an einem Sonntag mit den Brüdern in das am anderen Seeufer liegende Dorf Riedhausen hinüberfuhr.

In dem Lärm und Quäl der Riedhausern Wirthshäuser begann seine „Bekanntschafft“.

Die Resi war ein fauberes, junges Ding, das gern lachte und schwatzte. Die Kesselfelige gefiel dem Schweigsamen. Sie tanzten häufig miteinander, und wenn es irgend anging, dann drückte der Wasfl sich neben sie auf die Bank und schob ihr manchmal mit galanter Aufmerksamkeit den Bierkrug hin.

„Da, trink!“ Mit der Unterhaltung strengte er sich weiter nicht an.

Eine arme Fischerstochter war sie und wohnte am Seeufer in einem winzigen alten Holzhäuschen, vor dem ein verwittertes, feineres Heiligenbild stand.

Einstmal hatte der Wasfl doch seine stummen Lippen geöffnet, als er der Resi seine Zuneigung gestand.

Und bald darauf wurde auch schon im Dorfe gemunkelt. Man fand die Sache ungebührlich; der Bauernsohn, der einmal den Hof erbt, und die arme Fischerstochter — die sollten nicht zusammen, das war gegen alles Herkommen! So ein Glück gönnte man dem Fischerjüngling nicht. So hieß nämlich Resi's Vater.

Als der alte Bauer von der Fischer-Resi reden hörte, der sein Wasfl schön that, richtete er sich in seiner staltlichen Größe auf und lachte.

„Die Geschichten treib' ich ihm aus. Da sei's dir, da giebt's mir!“ Mit finsternen Gesichtern standen dann Vater und Sohn im Stall gegenüber.

„Noch einmal, wenn ich's halt sech, daß Du mir da nüber fahr'n willst in das lumpige Riedhausen, nachher kann's sein, daß ich mir mein' Art hol' und die ganze Pletten auseinanderhau', ehvor Du vom Land abhoben fannst. Du hast mir z'fuchen da drübn, Du heirathst eine Bauerntochter. Du brauchst ein baar's Geld.“

Der Wasfl erwiderte kein Wort. Mürrisch warf er dem Ochsen sein Heu hin und ging mit gefemtem Kopfe aus dem Stalle. Die Furcht, die ihnen der Alte einzubläuen verstanden hatte, als sie Kinder gewesen waren, sah den großen Menschen noch fest im Blute. Und sein Bauerverstand sagte ihm auch, daß der Vater recht habe.

Am nächsten Sonntag, als er zum See hinuntergehen wollte, trat ihm der Vater jernroth in den Weg.

„Wo willst hin? Ich mein', ich hab' deutlich genug g'rebt. Wann ich was mit leid', nachher geschicht's auch nit, Himmel.“

„Ich will's der Resi selber sagen, daß es aus is, Vater!“ rief der Wasfl zwischen den zusammengedrängten Zähnen hervor.

„Also, nachher geh!“ brummte der Alte, durch den ergebene Ton verflöhnt.

Noch vor Sonnenuntergang war der Wasfl wieder daheim; verdrossen, mit traurigem Gesicht hockte er auf dem Bretterbänken hinter dem Hause und rauchte.

Die Geschwister, die ihn sonst oft wegen seiner Wortlosigkeit neckten, hatten tagelang nicht den Muth, ihn anzureden.

Er fuhr nicht mehr nach Riedhausen, nicht einmal, als bald darauf der Fischerjüngling starb. Er wollte um keinen Preis der Resi wieder begegnen.

Für einen Freier zögerte der Wasfl allerdings sehr lange, bis er sich nach Mooskirchen begab.

Der Alte ließ ihm Zeit. Er hatte aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß die „verfluchte Resi“ demnächt Hochzeit machte mit dem Leitner Sepp. Von dieser Seite drohte also keine Gefahr mehr.

Für die Resi gab es keinen anderen Ausweg als zu heirathen. Es war einfach eine Brodfrage für sie und die Mutter. Das Fischrecht, das auf ihrem Hause lag, bedeutete ihr einziges Besitztum. Sie selbst konnte nicht mit den Fischern hinausfahren, die schweren Netze auswerfen und einziehen. Sie mußte einen Mann im Hause haben, der diese Arbeit verfab.

Der Leitner Sepp war ein fleißiger Mensch, er hatte Lust zur Fischerei, und die Resi hatte auf ihre schönen Träume, Bäuerin auf dem Buchlinger Hofe zu werden, verzichtet.

So klangen denn an einem Oktobertag aus der Dorfkirche von Riedhausen die Hochzeitsglocken hinüber über den See.

Ob der Wasfl wußte, daß die Resi heirathete, ob es ihm tief zu Herzen ging, das konnte Niemand sagen.

Mittlerweile war in Riedhausen eine neue Erscheinung aufgetaucht, ein Stadtherr, der sich am Ufer eine Villa bauen und einen Hafen für sein Schiff ausstechen ließ. Er war ein graubärtiger Mann, dem eine breite Narbe über die Stirne lief, die sich dunkel rötmete, wenn er zornig wurde. Man erzählte sich, er sei ein alter Schiffskapitän und habe bei einer Meuterei seiner Matrosen die Narbe davongetragen. Jedenfalls hatte er bei den Riedhausern den Nimbus des „reichen Mannes“ und galt ihnen als Sonderling, als halber Narr, weil er trotz seiner glänzenden Mittel so allein hauste und sich den ganzen Tag auf dem Wasser herumtrieb. Sein Name klang fremdartig und war schwer zu merken. Man nannte ihn nur „den Herrn Baron“.

Mehe noch als seine Persönlichkeit erregte sein Fahrzeug Aufsehen, ein Segelboot, das er sich von Hamburg hatte schicken lassen, das erste, das man auf dem See sah. Halb bewundernd, halb grauerfüllt bildeten die Riedhauser dem schwarzen „Kutter“ nach, wenn er bei dem starken Herbstwinde pfeilschnell vom Ufer hinausflog wie ein riesiger Wasserfregat.

Am Sonntag sollte es eine feine Fahrt geben bis an das nördliche Seeufer. Da ein hüfiges Kreuzer nöthig war, um das Ziel zu erreichen, nahm der Baron ein paar Leute mit, die ihm beim Wendeln helfen mußten: den Fischer Schwendner und den Leitner Sepp.

Der Sepp war nun gerade ein halbes Jahr mit der Resi verheiratet, ein lustiger, hübscher Mensch, der immer bereit war, sich zu rühren und zuzugreifen, wenn es etwas zu verdienen gab. Er brachte gern seiner Frau ein paar Extragroßchen heim. Im Sommer, wenn das Rind kam, konnten sie's brauchen.

Am Nachmittag hatten sich schwarze Wolken aufgehümmelt und ein Gewittersturm jagte eine Viertelstunde lang von den Bergen her über den See. Als es dämmerig wurde, bildeten sich Gruppen am Ufer und schauten nach dem Fahrzeug aus. Man holte ein altes Fernrohr herbei und spähte in der Richtung, aus der die drei Leute zurückkommen mußten. — Ringsum nur Wellen, Wellen.

„Vielleicht sind sie an's Land 'gange“, meinte einer und gab mit den paar Worten der leisen Beunruhigung Ausdruck, die heimlich alle erfaßt hatte.

Aber die Nacht ging vorüber, und sie kamen nicht zurück.

Die Resi sah am Ufer und starrte hinaus in die sonnige Schönheit, in das schimmernde Blau. So spiegelt glatt und friedlich lag nun die Fläche. Sie konnte nicht glauben an das Furchtbare, Grausame; sie hoffte noch immer, daß ihr Sepp heimkehren würde.

Ein Rahn nach dem anderen löste sich vom Ufer; man fuhr hinaus, um nach den Verlorenen zu suchen auf den weiten See.

Der Wasfl, droben auf dem Buchlinger Hof, sah die ungewohnte Schaar von Booten, die alle nordwärts feuerten.

Da stieg er wieder einmal zum Ufer herunter, setzte sich in den Rahn und ruderte zu den Fischern hin. Mit unbeweglichem Gesicht hörte er, was gesprochen war. Er biß die Zähne aufeinander und arbeitete mit aller Kraft seiner starken Arme, allen voran auf der traurigen Suche. Er hatte den Kutter beobachtet, als er gegen Nordwesten aufstrebte, kurz ehe der starke Gewittersturm gekommen war. Sie konnten nicht weit hinauskommen „ein über den „Kapellenwinkel“, wie die Bucht vor dem kleinen alten Kirchlein hieß.

Hier trieben auch ein paar Ruder auf dem Wasser. Das war die einzige Spur, die man fand.

Eine volle Woche lang fuhren die Leute hinaus in Regen und Wind und suchten — nach den Leichen. Aber der See hütelte sein Geheimniß.

Allmählig erlahmte der Eifer. Nur der Bruder des Schwendners und der Wasfl suchten unermüdet weiter.

Mit aufgeregten, verstörten Zügen kam der Erstere eines Tages um die Mittagstunde nach Riedhausen und stieß die Botenschaft hervor: „Der Kutter haben wir g'funden! Mitten im See liegt er!“

Wieder ruderten die Fischer hinaus mit Haken und Striden. Mit unsäglicher Mühe und Gefahr wurde das verfunzene schwere Fahrzeug emporgehoben.

Der Kutter war leer. Der See gab seine Opfer nicht mehr heraus.

Für die Verlorenen wurden Seelen gemessen gefleht. Aus der ganzen Umgegend strömten die Leute in die Dorfkirche von Riedhausen, um den Unglücklichen die letzte Ehre zu erweisen.

Bei der Trauerfeier stand der Wasfl nach Jahresfrist der Resi wieder gegenüber. Sie war nun nicht mehr blühend und lachend, sie war jetzt ein armes, gebeugtes, blaßes Weib, das die Noth herantommen sah für sich und das Kind, das sie erwartete.

Aber in dem Herzen des verschlossenen scheuen Menschen mußte das Mitleid eine starke Empfindung sein. Die ihn aus seiner stummen Ergebenheit auftrüttelte.

Vorläufig blieb ihm wenig Zeit zum Grübeln und Nachsinnen. Der alte Dirnbichler kränkelte; die ganze Arbeitlast lag nun auf dem Wasfl, denn die Brüder waren beim Militär, und der jüngste leistete noch nicht viel.

Als es immer schlechter und schlechter ging und auch die Wallfahrt, zu der die Bäuerin sich aufgerafft hatte, nichts nützte, entschloß man sich doch, den Doktor zu holen. Er konnte nur noch ein Linderungsmittel verschreiben.

Im September starb der Bauer. Während seiner Krankheit hatte die Huberbäuerin einmal hergeschickt. Was es denn mit dem Wasfl sei? „Hinfossen thät' sie ihre Rathel nicht lassen. Von dem schweren Siechthum, von dem Tod wurden alle Heirathsgedanken in den Hintergrund gedrängt.“

Im Oktober kam der Peter, der zweiälteste Bruder, der seine Militärszeit abgedient hatte, wieder zurück, und eines Tages, als die ganze Familie in der Stube versammelt war, nahm der Wasfl die Pfeife aus dem Mund und sagte langsam:

„Peter — heirath' Du die Huber-Rathel — es ist dem Vater selig sein Willen 'gewesen. Du sollst den Hof übernehmen. Ich verzicht'.“

Die Mutter, die Geschwister schauten ihn verblüht an; der Peter sprang vom Tisch auf und rief: „Was soll das Gered'? Du bist der Meltest! Ich weiß, daß ich fort muß.“

„Du bleibst und ich geh'.“ Morgen kommt die Commission, die den Hof einschätzt. Nachher machen wir's richtig beim Notar.“

Dem Peter sah man eine heiße Röthe in's Gesicht, seine Augen funkelten in freudiger Ueberraschung. Auch die Mutter war eher angenehm erregt als erschrocken. Der Peter war immer ihr Liebling gewesen. Die übrigen Geschwister, die Knechte und Mägde auf dem Hof hielten den Wasfl für verrückt und schüttelten mitleidig die Köpfe.

Er aber ließ sich zu keiner weiteren Auseinandersetzung herbei. Er hatte gesprochen! Dabei blieb's.

Im darauffolgenden Frühjahr heirathete der Wasfl die Resi, die seit dem August einen strammen blonden Buben in der Wiege liegen hatte, und der Bauernsohn vom Buchlinger Hof zog in das kleine Häuschen am Seeufer und ward Fischer, fuhr im Morgenrauen mit den anderen armen Teufeln hinaus in den See zu der mühevollen Arbeit und sah dann geduldig am Ufer und stidte Nege.

„Wie unwahrscheinlich!“ sagt vielleicht der eine oder andere. „Für einen Bauern! Die Resi! Bei ihnen bringen keine Liebesopfer! Bei ihnen spielt die Geldfrage beim Heirathen noch eine viel unerblümtere Rolle als in der Stadt.“

Gewiß! im Allgemeinen trifft das zu — aber es schlägt auch unter dem Landvolk einmal einer aus der Art.

Der Mann von der Eisenbahn.

Berliner Skizze von H. A. Revel.

Es ist mächtig kalt. Die Fenster-scheiben des eben einfahrenden Wannseezugens sind dick mit Eisblumen überzogen, und nur widerwillig verläßt man die warm durchheizten Koupes.

Durch drei Ausgänge zwingen sich die täglich in die Stadt Fahrenden an den engen Kontrollenbuden vorbei, während der äußerste hinte für die auf den Perron Silender freigehalten wird. Die einzelnen Schaffner kennen schon ihre Abonnenten; es sind meist immer dieselben zu den gewissen Zügen.

Beinahe täglich gegen sieben Uhr Morgens kam ein Mann in den mittleren Jahren, mit einem ganz anständigen Ueberzieher belledet, an dem rechten Schalter vorbei, besonders wenn es recht kalt war, und ließ sich mit einem freundlichen „Guten Morgen, hüßlich kalt heute!“ seine Arbeitsterkte abtupfen.

Woher die Schaffner seinen Namen wußten, ist unbekannt; doch sie nannten ihn „den schönen Gustav“.

Gustav geht nach dem ersten Wagen, dem sogenannten Schutzwagen, und setzt sich in ein Abtheil, an dem angeschrieben steht: „Für Reisende mit Traglasten“. Da macht er sich's ganz gemächlich, nimmt einen halb-aufgelauchten Zigarrenstummel heraus und geht vollständig in dem Genuss seiner Uppmann auf. Es ist selten, daß er allein bleibt. Er unterhält die Mitreisenden durch allerlei oft recht witzige Geschichten; jedenfalls weiß er immer Neuigkeiten, die von ihm selbst erfundene. Aber das schadet weiter nichts. Sie unterhalten die Anderen.

Aus Dank dafür schenkt ihm der oder jener eine Zigarre, die er mit Kennermiene als ein hochfeines Kraut tarirt. Besonders gegen Damen zeigt er sich lebenswürdig zu machen.

Um 8 Uhr trifft man ihn wieder auf dem Wannseebahnhof, wo er mit den anderen Reisenden aussteigt, um in halber Tageslänge wieder umzutehren und in sein bekanntes Abtheil einzusteigen. Dies Manöver wiederholt sich fast alle Stunde.

Gegen 11 Uhr fährt gewöhnlich die hübsche Bäckerin Marie mit ihrem großen Korb frisch gebackener Bäckchen nach Steglitz und trifft jedesmal den schönen Gustav, der sie stets sehr freundlich begrüßt. „Na, da sind wir mal wieder beisammen!“ meint sie.

„Ja, da wären wir mal wieder beisammen, Fräuleinchen“, antwortet er vergnügt lachend.

„Mächtig kalt, was?“

„Ja, mächtig kalt.“ gab er zur Antwort, sich die Hände reibend, und half dem Mädchen den Korb auf die Bank heben.

„Sie müssen ja mächtig viele zu dahn haben. Ich treffe Sie ja allweil auf der Bahn.“

„Ja, ich auch jetzt goll'ich viel zu thun“, versicherte er mit müdem Gesichtsausdruck, der eben so viel Würdigkeit oder Ingrimm ausdrücken konnte; jedenfalls wirkte er überzeugend.

„Sie wohnen wohl — da — drauhen? He?“ fragte Marie sehr wifbequerig.

„Ne, in Berlin, im Norden. Bei Tag habe ich uff der Bahn zu thun.“

„Ach, sooo! Sie sind Anjestellter bei der Bahn?“

„Ja, wohl, Bahnbediensteter.“ versicherte er, sich in die Brust werfend.

„Und da müssen Sie wohl in einer Tour hinein- und wieder herausfahren?“ forschte die Kleine, sich weit vordrehend und ihre Ellenbogen auf die Knie stemmend.

„In einer Tour. Hinein — heraus. — Immer bis Zehlendorf.“

Marie machte ein Gesicht, als ob sie Eßig geschluckt hätte. „Der muß einem aber ordentlich hernehmen, — so in einer Tour.“

„Ja, das mein' ich woll auch. So in einer Tour —“ seufzte er. „Man bekommt dabei ein' mächtigen Hunger.“

Marie fuhr empor und verschwand mit der Rechten in der Rocktasche. „Derjeßes, ich habe ja noch meine Butterstulle. Nehmen Sie man. Ist bin ja wieder gleich zu Hause. Und bis Sie nach Hause kommen —!! Wann essen Sie denn Mittag?“

„Gar nicht. Keine Zeit!“ versetzte er wüthig.

Marie entsezte sich. „Ne, so wat. Nanu, nehmen Sie man schon. Waschen Sie keine Fismantaten. Einen Menschen so zu behandeln, daß er nicht mal essen dahn kann!“

„Na, in Jottes Namen, um das Freileiden mich zu beleidigen, meinte der schöne Gustav und stidte die Stulle ein, die er mit den Händen verschlang. Er aber gab sich die Würde des Entfagens.

Marie war sehr vergnügt. „Ich bring' Ihnen morgen wieder eine. Natürlich.“ — „Morgen muß ich gar bis nach Lichterfelde. Sind Sie wieder um elf uff der Bahn?“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

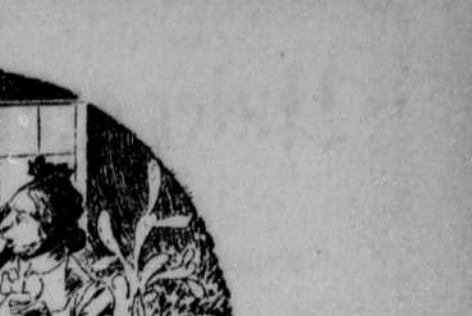
„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“

Gustav schien verlegen; doch er sagte sich: „Die Monturen müssen geschont werden. Nur am Sonntag fahre ich in die Gala.“

„Freilich. Immer im Dienst.“

Marie sah ihm freundlich und neugierig an. Sie schwiegen beide. Endlich fragte sie: „Warum tragen Sie denn keine Uniform nicht?“



Frau: „Was hast Du da für sonderbare Pflanzen bekommen?“

Botaniker: „Auf diese besondere Species hab' ich mich schon lange gefreut! Das sind fleischfressende Pflanzen!“

Frau: „Um Himmelswillen, den Luxus auch noch bei diesen hohen Fleischpreisen!“

„Sprach stocte. Zum Glück stieg er an der nächsten Station aus, wieder grüßend.“

„Wer war denn das?“ fragte Marie von neuem, sehr stolz darüber, was Gustav für seine Bekanntschaften hatte.

„Der war einer von meiner Kundschaft früher; alle Tage habe ich ihn rasirt.“

Marie war ganz Bewunderung oder Verwunderung. „Herje! Det können Sie ooch?“

Gustav wurde sehr verlegen. „Na ja. Vor'm Militär war ich Rasirer. Und dann — später — na, — da war die Stelle besetzt — und — und — Rasirer bin id eigentlich noch heute — ich bin nur zur Aushilfe auf der Bahn — und — na ja. — Nur zur Aushilfe“, wiederholte er.

„Ach so!“ Der Bäckerin erschlich die Karriere dieses Mannes eine hochromantische.

„Ja, so is es!“ betraühtigte er mit Duldermiene.

„Also, det paßt Ihnen auch nicht so recht, dat ewige Fahren?“

„Ja, wo wird mir denn det passen, immer rein und raus — rein und raus —“

„Na freilich!“ Sie dachte nach. Pflösch wurde ihr Antlitz heller. „Hören Sie mal. Da bei uns, nebenan, wo unser Geschäft ist, da ist ein Barbierladen. Und der, was der Herr ist, der sucht einen Gehilfen. Soll id mal mit ihm reden? Oh, er gibt wat uff meine Meinung. Det kann id immer thun.“

Etwas wie ein Hoffnungschimmer leuchtete in den Augen des hübschen Menschen auf. Glühend, bangend und schüchtern kam's von seinen Lippen: „Oh, Freileiden, wenn Sie das thun wollten! Det wäre ja fein!“ Er öfnete in Gedanken den Paletot.

Sie bemerkte, daß er keinen Hemdtaschen hatte, sondern nur ein rothes Halstuch umgebunden hatte, dessen Zipfel herabhängten. „Ja, aber werden Sie auch gleich loskönnen von der Stelle bei der Eisenbahn?“ fragte sie beforat.

„Freilich“, erwiderte er rasch, um sofort wieder ernstler fortzufahren: „Id globe schon. Denn id bin sehr gut ange'drieben da oben.“

„So. Na ja. Wenn det so steht! Na, id will's versuchen.“

Sie waren angelangt. Er war Marie beim Aussteigen behilflich, und sie fragte ihn, ob er sie nicht „ein Endecken“ begleiten wolle. Doch er behauptete, das ginge nicht; er müsse sich hier nur melden, um gleich wieder retour zu fahren.

Marie war entsezt. „Jotte, nee, wat forne Stelle. Na, adies!“

Er fuhr ihr nach, so lange er sie sehen konnte, überquerte den Perron und stieg sofort wieder in das letzte Kroupe des eben einfahrenden Zuges nach Berlin, wo er mit gierigen Bissen die geschenkte Stulle verzehrte. Sein Blick verlor sich ins Weite; auf seinen Zügen lag Bitterkeit und Weh.

Zwei Tage darauf begegnete er Marie wieder um 11 Uhr, im selben Kroupe; freudestrahlend theilte sie ihm mit, daß der Barbierherr gesagt hätte, er solle sich ihm mal vorstellen.

Gustavs Herz schlug ihm in der Kehle, und er vermochte nichts zu sagen. Er brühte ihr nur die Hand, daß sie beinahe aufschrie. Dann versankten sie beide in Schmeigen. Ihr wars, als leuchteten sich seine Augen. Er suchte nach Worten, fand sie aber nicht recht.

Endlich brach er die Stille und begann schüchtern und kleinlaut: „Ach, Fräulein Marie, ich muß Ihnen was sagen. Ich habe Ihnen angelesen. Ich bin gar nicht bei der Bahn. Ich bin jetzt fünf Monate stellenlos. Herje, was bin id herumgelaufen und hab id gefucht! Nicht. Betteln wollte ich nicht geben, Wohnung hab ich keene nicht, meine Sachen sind verfehlt — Na, da bin id auf den Gedanken gekommen, mir eine Arbeitkarte auf der Bahn zu nehmen. Und da fuhr' id nu alle Tage von früh fünf Uhr bis Nachts um eins heraus und hinein; einmal stieg ich in Groß Gördenstraße aus, ein andermal in Lichterfelde, Zehlendorf oder Wannsee, auch bis Potsdam fuhr id oft, geh aber nie den Bahnsteig herunter, um nicht zu viel vom Schaffner abgetrupft zu bekommen, sondern ich bleibe immer oben und fahre zurück. Gott, es ist ja nicht recht, aber bis jetzt ist mir noch nicht dabei passiert. Da bin ich doch den ganzen Tag in einem warmen



„Gasthaus“

„Kutter, der Gast ist durchgebrannt! Wo mag nur der Zehnpfeiler hingekommen sein?“

„Gar die Fähigkeit.“

„Und denkst Du, daß Du diese Regierungs-Anstellung auch versehen kannst?“

„Nur keine Angst. Wer schlau genug ist, sich heutzutage einen politischen Posten zu verschaffen, der ist auch schlau genug, ihn auszufüllen.“

Spruch.

Die beste Salbe für jede Wunde ist heil'rer Sinn — zur rechten Stunde.

Grüß dich!

„Die junge Frau Müller ist sehr gesprächig.“

„Ja, man sagt, ihr Mann kommt erst zum Wort, wenn sie schläft.“

Definitiv.

Lehrer: „Was ist das, ein Geheimniß?“

Schüler: „Etwas, was man nicht sagen darf, bis alle Leute es wissen.“

Ein Tölpel.

Baron: „Na, was machen denn die Hunde?“

Treiber: „O, die find alle recht wohl; der gnädige Herr auch.“

In der Fremde.

Bauer (dessen Würste auf der Nahrungsmittel-Ausstellung prämiirt wurden), gerührt: „Ach, wenn das mein Schweine noch hätte erleben könne!“

Stimmt.

Onkel (auf Besuch: „Eure Unübersicht ist wirklich ein schönes Gebäude!“

Neffe (Student): „Das will ich meinen, so was sieht man nicht alle Tage.“

Unverschämte.

Bettler (zu einer Dame, die ihm einen Cent geschenkt hat): „Sagen Sie, Madame, legen Sie sich auch wirklich keine Entschreibungen auf, wenn Sie mir das Schenken?“

Zurückbare Perspektive.

A.: „Haben Sie gelesen? Der Raketing um die Erde ist geschlossen!“

B.: „O versucht, wenn nur nicht bei der Drehung der Erde die Meridiane durchgerieben werden!“

Nächtlicherd.

Der Graf (zum Bankier): „Sie wollen Ihrer Tochter nur 500,000 Mark mitgeben? Ich erinnere Sie daran, daß sich mehr als 500 Millionen im Grab umdrehen, wenn ich eine Bürgerliche heirathe.“

Bekanntes.

Serenissimus: „Der Viktualienhändler Vieße hier am Orte soll mir so ähnlich sehen.“

Bürgermeister: „Man könnte wirklich glauben, Durchlaucht wäre sein Doppelgänger!“

Doppeltönig.

Frau: „Geschwind, Max! Du sollst zu einem Konsilium bei der schwerkranken Baronin kommen!“

Junger Arzt: „Ja? Dann geht's zu Ende mit ihr!“

Am ersten Dienst-Tage.

Neuer Beamter: „Ehrlich schenken Sie's hier ja nicht zu haben, auf keinem Schreibpulte sieht man Löffelblätter oder Streusand.“